

Cafés und Beizen in Basel

Autor(en): Till Förster
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 2003

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/17f6fb0a-9a50-4013-bf54-33e6a0c36db6>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Cafés und Beizen in Basel

Till Förster

Ein Projektkurs des Ethnologischen Seminars der Universität Basel

Cafés, Restaurants, Beizen – sie sind ein wesentlicher Teil städtischer Kultur. Hier trifft man sich, hier kann man trotzdem für sich sein. Manche machen das Café oder das Wirtshaus zu ihrem zweiten Zuhause, für andere ist es ein Ort, um Neues zu erfahren und Menschen kennen zu lernen. Sieben angehende Ethnologinnen und Ethnologen wollten mehr und Genaueres wissen und begaben sich im Rahmen eines Projektkurses auf eine Tour d’horizon.

Jedes Café und jede Beiz hat eine eigene Atmosphäre, die man meistens schon beim Eintreten «spürt». In manchen Lokalen fühlt man sich spontan wohl, während man in anderen das Gefühl hat, nicht hierher zu gehören. Gaststätten sind Teil eines gesellschaftlichen Milieus und prägen es zugleich. Es sind Orte, in denen sich die Beziehungen abbilden, die wir zu unseren Mitmenschen unterhalten wollen.

Ein Projektkurs des Ethnologischen Seminars der Universität Basel warf verschiedene Fragen auf, wie: Wie finden die Menschen in den Cafés und Beizen zueinander? Oder bleibt jeder für sich? Welche Milieus haben welche Caféhauskultur hervorgebracht? Oder gibt es Cafés und Beizen, in denen sich alle Milieus treffen? Worüber unterhält man

sich und worüber nicht? Solche Fragen lassen sich nur beantworten, wenn man selbst in unterschiedliche Lokale geht und den Menschen dort zuschaut und zuhört. Der Kurs war deshalb zuallererst eine Übung im Sehen und Beobachten, aber auch im Zuhören und Sprechen mit den Menschen, denen man in den Cafés und Beizen begegnet. Sieben Studierende haben an ihm teilgenommen: Antonia Andereggen, Steve Börlin, Andreas Bucher, Corinne Lüdi, Gertrud Stiehle, Nadia Stöcklin und Kirstie Wäber. Über zwei Semester, von April 2002 bis Februar 2003 haben sie immer wieder die fast zwanzig Gaststätten besucht, die sie sich für diese Studie ausgewählt hatten. Manche waren das, was man früher «gutbürgerlich» genannt hat, andere gehörten eher zum alternativen oder stu-

dentischen Milieu, wieder andere hatten ein mehr zufällig zusammengewürfeltes Publikum und manche wurden vornehmlich von Angehörigen einer bestimmten Nationalität besucht. Insgesamt wollten die Studierenden einen Überblick über die sozialen Milieus, die es in Basel gibt, gewinnen. Und sie wollten in Erfahrung bringen, ob sich diese Milieus in den Cafés und Beizen wiedererkennen lassen.

Entstanden sind Beschreibungen und Berichte, die im Ganzen fast 200 Seiten umfassen. Besonders lebendig sind die Schilderungen der alltäglichen Gespräche und Begegnungen, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Laufe des Kurses verfasst und miteinander verglichen haben. Es war ein Projekt, das sie nicht nur mit den wichtigsten Methoden der ethnografischen Forschung vertraut gemacht, sondern auch gezeigt hat, dass wissenschaftliche Arbeit im Team fruchtbarer ist und mehr Spass macht, als allein am Schreibtisch zu sitzen. Alles, was folgt, ist direkt aus den Berichten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer entnommen.

«Wilhelm Tell»

Der Wilhelm Tell beim Spalentor ist eine der letzten alten Basler Quartierwirtschaften. Gewirtet wird im Tell nicht nur im Parterre, sondern auf zwei weiteren Ebenen: im Speisesaal im ersten Stock und an warmen Tagen auf der Terrasse beim Seiteneingang gegen den Botanischen Garten hin. Im ersten Stock geht es zu den Essenszeiten im grösseren Speisesaal an weiss gedeckten Tischen, mit Tafelsilber und schönen Gläsern eher gutbürgerlich zu, wie es in vielen alten Basler Gaststätten der Fall ist. Geschäftsleute, ArbeitskollegInnen, Paare meist jüngeren Alters finden sich hier ein. Es sind «In-People» dabei, mit modischen Kleidern und Frisuren. Die Grüppchen sitzen in diskretem Gespräch gesondert an ihren Tischen, und doch scheint «man» sich von der Basler Szene irgendwie zu kennen – was jedoch erst beim Abschied deutlich wird. Baseldeutsch ist die Umgangssprache.

Es gibt noch eine kleine abgetrennte Gaststube gegen den Hinterhof. Hier geht es um den runden Tisch stammtischmässig wie im Parterre zu.

Offenbar kennt die Bedienung die Gewohnheiten ihrer Stammgäste. Wenn sie das Bestellte bringt, was sehr rasch geht, beugt sie sich zum Gast: «Soo, bittschön, iren Expresso!», «Zum Wool!», «Rächt e Guete!» Und später beim Abräumen: «Soo, ischs rächt gsi?», «Hetts gschmeegt?», «Darf i line no öbbis bringe? E Kaffi? E Dessert?»

Die Wünsche der Gäste tönen zum Teil originell: Ein «halbes Tartare» ist «kein Problem» für die badi-sche Bedienung, und während sie für die Weiterleitung der Bestellung zur Küche geht, fragt der Gast verschmitzt grinsend in die Runde, wie sie das Ei wohl halbieren werde. Erfreut darf er dann ein ganzes auf seiner Mini-Portion Tartare entgegennehmen, und sie «ermuntert» ihn: «Muesch no Pfäffer und Tabasco derzue ha?» Und bringt ihm

«Ischs rächt gsi?» Im Restaurant «Wilhelm Tell»



auch dieses. Draussen auf der Terrasse bestellt ein Student «Gschwungeni Hörnli ooni Ei», und auch das wird gebracht, mit der empfehlenden Frage der bezopften Bedienung, ob sie dazu «flüssigs Broot» bringen dürfe. Gerade diese Bedienung hat eine besondere Art, mit todernster Miene den Gästen etwas – für mich Unhörbares – zu sagen, was Gelächter auslöst. Auf der Terrasse ist das verbale Hin und Her zwischen Gästen und Bedienung ohnehin besonders locker, während man im ersten Stock der bürgerlichen Kultur treu bleibt.

«Rio-Bar»

Die Rio-Bar ist ein enges, auch bei Tag ziemlich dunkles Lokal in bester Lage am Barfüsserplatz. Tagsüber betritt man hier ein ruhiges «Café», geradezu eine Oase – verglichen mit dem hektischen Treiben auf dem Barfüsserplatz. Nach Feierabend verändert sich der Charakter des Lokals zunehmend. Zu später Stunde wird die Rio-Bar zum lauten und verrauchten Szenelokal, in dem sich chic gekleidete Studenten, Jungmanager, Juristen und «Nouveau-riches» tummeln.

Oft unterhalten sich allein eingetretene Gäste, an der Bar sitzend, persönlich mit dem Personal. Da die Bedienung die verschiedenen Plätze hinter der Bar aber regelmässig verlässt, um andere Bestellungen aufzunehmen und zu servieren, werden die Gespräche zwischen ihr und den Gästen an der Bar gelegentlich unterbrochen. So entwickeln sich Konversationen zwischen den einzelnen Gästen – ohne das Mitwirken der Bedienung. Man kommt ins Gespräch und quatscht über Gott und die Welt. Viele Gäste sind seit Jahrzehnten treue Stammkunden und kennen sich schon lange, vielleicht nicht mit Namen, aber zumindest von Begegnungen in der Rio-Bar. Der tagsüber für die Bedienung reservierte Tisch hinter der hintersten Nische ist der Ort, wo Freunde der Bedienung und zu Freunden gewordene Stammgäste mit dem Personal einen Kaffee trinken und plaudern. Dort sitzt bisweilen auch der Chef mit einem Gast und trinkt etwas. Abends kommt es durch den Platzmangel zwangsläufig zu mehr Kontakten zwischen den Gästen. Einen Sitzplatz zu ergattern ist nicht ein-

fach, oft gar unmöglich, auch der enge Durchgang ist mit stehenden Gästen überfüllt. Die Gäste am Abend sind in der Regel jünger als jene am Tag: so etwa um die 30.

Am Wochenende mutiert die Rio-Bar zum In-Lokal. Viele der Gäste kennen sich direkt oder über gemeinsame Bekannte. Die Platzanordnung ist sehr dynamisch: Mal stehst du hier bei zwei Kumpels, mal hast du dich drei Meter daneben mit einem dir unbekanntem Gast auf eine Diskussion über Fussball eingelassen, und fünf Minuten später sitzt du mit einer alten Freundin am hintersten Tisch und bestellst ein neues Bier. Im Gedränge erblickt man wieder einen alten Studienkollegen, spricht mit ihm ein Paar Worte, bevor man sich wieder dem nächsten Freund zuwendet. Auf dem Weg zur Toilette bleibt man doch auch schon mal an einem anderen Tisch mit Bekannten hängen und trinkt das nächste Bier dort. Von einer Ecke des Lokals zur anderen

Man duzt sich, philosophiert und erzählt aus dem Leben. In der «Rio-Bar».



wird sich gegenseitig zugewinkt und zugerufen. An der Bar wird wild und quer durcheinander gesprochen. Es spielt keine Rolle mehr, wer sich kennt und wer nicht. Der Alkohol fliesst reichlich, die Zungen werden lockerer. Man duzt sich, philosophiert und erzählt aus dem Leben.

«Café Spitz»

Das Café Spitz gehört zu den berühmtesten Basler Gaststätten und befindet sich an einem historisch bedeutenden Ort. Das Gebäude des heutigen Restaurants war ab Ende des 13. Jahrhunderts das Rathaus von Kleinbasel, bis es Ende des 14. Jahrhunderts ausschliesslich zum Rächthaus wurde, zum Sitz des Kleinbasler Stadtgerichts. Zudem bildete es das Zentrum der Kleinbasler Bürgerschaft und der Drei Ehrengesellschaften Kleinbasels. Als Mitte des 19. Jahrhunderts die Stadt Basel das Rächthaus an Private verkaufen wollte, vereinten sich die drei Kleinbasler Ehrengesellschaften zur Hären, zum Rebhaus und zum Greifen zu dessen Erwerb. Zuerst trug das Lokal den Namen «Café National». Doch diese Bezeichnung fand keinen Widerhall in der Bevölkerung, der Volksmund nannte es «Café Spitz». Mit Spitz ist das kleine Türmchen über der Uhr gemeint. Es steht als Erinnerung an dasjenige des Rächthauses.

Das Café ist ein Gasthaus, in dem man bürgerliche Umgangsformen pflegt. Allgemein hält die Bedienung Abstand zu den Gästen und setzt sich nie zu ihnen an einen Tisch. Wenn ein Gast auf der Terrasse erscheint und sich die Bedienung bereits dort befindet, wird er nicht schon aus Distanz begrüsst, wie man es aus studentischen Lokalen kennt. Wenn die Gäste sich setzen, sehen sie auf Grossbasel, speziell auf das Münster. Tritt die Kellnerin oder der Kellner an den jeweiligen Tisch, kommt ein höfliches «Guten Tag, was wünschen Sie?». Ein Gespräch wirkt schon zu Beginn ein wenig wie abgeschnitten. Die Gäste werden grundsätzlich immer gesiezt und in Schriftdeutsch begrüsst.

Die gesuchte höfliche Distanz des Personals kann einen negativen Beigeschmack erhalten, wenn der Gast das Gefühl bekommt, nicht willkommen zu

sein. Bei einem meiner Besuche servierte mir der Kellner ein Frappé mit den Worten: «Sie haben doch ein Frappé bestellt! Bitte sehr!» Dies sagte er in einem höflichen und zugleich sehr distanzierten Ton, der durch seine Körpersprache unterstrichen wurde: Er stellte das Frappé mit einem weit ausgestreckten rechten Arm vor mir auf den Tisch. Ich hatte das Gefühl, geduldet aber nicht willkommen zu sein.

Zum Gast besteht eine körperliche Distanz, welche durch einen Abstand in Armeslänge zum Ausdruck kommt und sich beispielsweise auch darin zeigt, dass das Tablett ganz knapp auf den Tisch geschoben wird. Manche Gäste scheint diese Ambiance weniger anzusprechen, das stellte ich bei einem anderen Besuch fest: Sieben Gäste, so Mitte 60, sassen an zwei zusammengedrückten Vierertischen auf der Terrasse und beobachteten den Kellner bei seiner Arbeit. Einer machte einen Witz, indem er den Arm zum Eingiessen überspitzt elegant nach oben hob und meinte: «Esoo schänggt dä yy!» Als Antwort meinte eine ein paar Jahre jüngere Frau: «Dä het aber schöni schwarzi Hoor und himmelblaui Auge.» Eine andere Frau erwiderte lachend darauf: «Aber nüt im Hirni! Do bringt dir das alles nüt!»

Doch ein ablehnendes oder wie im geschilderten Fall auch beleidigendes Verhalten eines Gastes gegenüber dem Personal ist im Café Spitz die Ausnahme. Das Personal ist sehr bemüht und zuvorkommend – es drückt bürgerliche Kultur aus.

«Zum Roten Engel»

Unweit des Marktplatzes befindet sich wohl eine der schönsten Ecken der Basler Altstadt: der Andreasplatz. An diesem lauschigen Ort habe ich schon viele Stunden verbracht, die meisten davon im Roten Engel. Die einfache Ausstattung, der lockere Umgang, die grosse Auswahl an Tees und nicht zuletzt die bunte Gästeschar lockten mich immer wieder in diese alkoholfreie Beiz.

Ein Sammelsurium von Menschen findet sich im Roten Engel ein. Da sitzt ein etwas älterer, grau melierter, schlanker Herr, welcher Notizen in ein kleines schwarzes Büchlein macht, dort zwei junge

Frauen mit Rastahaaren und bunten Kleidern. Sie plaudern und greifen alsbald wieder zu ihren Büchern, um weiterzulesen. Ein anderer ist alleine für sich am Tisch und wirft, mit englischem Akzent, Sprüche in die Runde oder summt oder singt mit verträumtem Blick Lieder vor sich hin, während nebenan Männer um zwei Schachbretter verteilt abwechselnd eine Partie gegeneinander spielen. Das scheint die Menschen ein paar Tische weiter nicht zu interessieren, die manchmal ruhig, manchmal laut und heftig in Zweier- und Dreiergruppen miteinander diskutieren. Draussen auf dem Platz tauchen im Sommer regelmässig Musiker auf, die in der Hoffnung auf ein kleines Entgelt ihre Künste zum Besten geben – manchmal zeitgleich mit Musik, die im Inneren des Lokals abgepielt wird.

Die Stimmung ist gemütlich und entspannt: Die Gäste sitzen locker, mit hängenden Schultern, wo es geht angelehnt, oder auch den Kopf auf die Hände gestützt auf ihrer Sitzgelegenheit: einem Stuhl, einer Bank, einem Hocker, im Sommer draussen manchmal gar auf dem Boden des Platzes. Andere diskutieren mit geradem Rücken und im Schneidersitz mit ihrem Gegenüber. Es kommt schon mal vor, dass jemand einen freien Stuhl als Ruhefläche für seine Füsse benutzt. Zwanglos wird an den Getränken geschlürft oder auch mal gar nichts konsumiert.

Die «Hasenburg»

Schräg gegenüber dem Roten Engel liegt die Hasenburg. Sie ist wie der Wilhelm Tell eine alte Basler Beiz mit Stammpublikum. Meist gehen diese Gäste locker miteinander um. Sie lachen gerne und sind für viele Themen offen. Manchmal geht man aber auf die Voten anderer nicht wirklich ein und bringt stattdessen lieber ein eigenes Anliegen oder schmeisst «e glatte Spruch» in die Runde. Gäste, die sich zum Essen hier treffen, sprechen öfters über ihr Privatleben als jene an den Stammtischen. Zu den häufigsten Gesprächsthemen zählen neben der Tagespolitik Arbeit, Sport, Regionales, Vereine, Fasnacht, Urlaub, Wirtschaft, Gesundheit und Familie/Bekannte. Die politischen Meinungen gehen

oft nicht sehr weit auseinander und bewegen sich mehrheitlich im moderat bürgerlichen Bereich. Nur selten konnte ich Themen ausmachen wie Umwelt, Armut/Drittwelt, persönliche Probleme (Privates, auf das man nicht stolz ist) und alternative Kultur. Die Konversation tönt oft so oder ähnlich:

«... jetz hän si jo doo das neue Syschteem uf der Boscht ...» – «... Joo, mit däne Nummerli do, soon e Saich ...»

«... jetz schnyde mer no die drey Blatte zue und denn wünsche mer em Alte e schöns Wuchenänd ... Am Frytignoomidaag ryss ych my Arsch nüm uff, das sag der! Und wenn der Heer no so toobt du, hehehe ...»

«... nei, nei, das soll alles der Kassier mache, suscht fiert das zu nüt mee das Joor ...»

«... Kennsch dä nit? S isch zwoor e Schwuchtle, aber är isch normal und macht super Goschdyyym ...»

«... Der Leuebärger isch doch e Käschperli! ...»

«... Ych find das völlig in Oornig, wenn sy die Swissairbriedere yyloche. Das sin nämlig d Bschsenser ... Und mir zaales! ... Jo kumm, do het doch no männgge Drägg am Stägge, gäll ...»

«... Eimool Wurschtsalat und eimool mit vyl Kääs, bitte, für uns zwei ... Und was nimsch duu? ...»

«... Wär sich aastränngt, ka au öbbis erreiche, nit ...»

«... D Novartis bietet mit den IWB (Industrielle Werke Basel) zämme e Löösig aa ...»

«... he joo im achtenünzig isch das gsi, bym Rutli im Schreebergarte ...»

«... mit em Dölf zämme han y e huffen Uusflüg gmacht, aber er het schwäär abgää, die letschte zwei Joor ...»

«... Wiesoo wänn ir Spler denn au immer mit de Stüüren uff? ...» «... He ganz eifach wäge de Meerynaame, womer dringend bruuche. Do sin sich im Barlamänt fascht alli einig ...»

«... Y muess der no öbbis verzelle, duu, d Miriam – weisch, em Jürg sy Frau – het e Döchterli griegt! ... E Syydeböleli ...»

Die meisten Gäste sprechen Baseldeutsch. Gelegentlich sind auch fremdsprachige Besucher

oder Personen mit Dialekten aus den übernächsten Kantonen zu vernehmen, aber das bleiben Ausnahmen.

«Grandcafé Huguenin»

Im Herzen Basels, beim Barfüsserplatz, befindet sich das traditionsreiche und stadtbekanntes Grandcafé Huguenin. Die wichtigste Einkaufsstrasse Basels, Museen, Taxis, öffentliche Verkehrsmittel und die Altstadt sind in unmittelbarer Nähe und bequem zu Fuss zu erreichen. Feine Patisserie, französische Küche und leichte Snacks werden hier in einem edlen Ambiente serviert. Man sagt dem Huguenin nach, dass sich im Lokal hauptsächlich «der Daig vo Baasel» trifft – und damit gemeint sind gut situierte und prominente Basler Bürgerinnen und Bürger und Abkömmlinge der alteingesessenen Geschlechter. Eine Aussage, die mein Interesse für

dieses Lokal als Ort der Projektstudie geweckt hat: Setzt sich das Publikum wirklich nur aus dem elitären Basler Bürgertum zusammen? Und wenn ja – auf welche Art und Weise artikuliert sich dieses gehobene Milieu?

Begegnungen zwischen Gast und Personal spielen sich meiner Beobachtung nach nur innerhalb der konventionellen Bestellformalitäten ab. Zwischen dem Gast und der Bedienung herrscht sowohl räumliche als auch persönliche Distanz. Die zu Stosszeiten sehr rege ankommenden Gäste bleiben, ob alleine oder in der Gruppe, entweder zuerst am Rand oder in der Mitte des Cafés einen kurzen Moment stehen und schauen sich nach einem ihnen passenden freien Tisch um. Manche halten zuerst noch bei der Bar inne und betrachten das «aamäkelig» präsentierte Gebäck, süsse Mandelgipfel oder feine belegte Brote, bevor sie sich

«Grandcafé Huguenin».



bestückt mit Handtasche, Aktenkoffer oder Plastiktüten dem Tisch ihrer Wahl nähern.

Männer jeglichen Alters, die zumeist alleine kommen und eher selten eine Gruppe bilden, scheinen mit ihren Augen nicht nur Ausschau nach freien Tischen, sondern auch nach Frauen zu halten. Denn sie nehmen bei ihrer Ankunft Blickkontakt vor allem zu den anwesenden Frauen auf. Die Blicke sind allerdings nur von kurzer Dauer, und Mann setzt sich an seinen Platz ohne weitere Bemühungen der Kontaktaufnahme. Eher aus dem Rahmen fiel in ihrem Auftreten eine Gruppe von ungefähr 20-jährigen Jugendlichen, die mit geförmten Haaren, Markenkleidern und offenen Lederjacken einmal laut redend das Café betraten. Mit schlenderndem Gang, langsamen und rhythmischen Bewegungen gingen sie durch die von den Tischreihen geförmten Gänge, schauten dabei immer wieder nach links und rechts und musterten die anwesenden Frauen von oben bis unten und von unten bis oben. Ihr Verhalten wirkte aufgesetzt, da ihre Bewegungen mehr Raum einnahmen, die Stimmen lauter waren und die Blicke länger und intensiver als jene der anderen Gäste. Schliesslich zog sich einer der Jugendlichen, am Tisch angekommen, auch noch das T-Shirt aus – was trotz der Hitze dieses Sommertags überhaupt nicht in dieses Milieu passte. Interessanterweise reagierte aber niemand darauf, weder verbal noch mit einem Blick.

Die Zone draussen vor dem Café scheint für eine kleine Minderheit eine Art von Präsentationsfläche darzustellen: Schick gekleidete Frauen beispielsweise bleiben fast etwas zu lange zwischen den Tischen stehen, manchmal mit in die Hüfte gestütztem Arm. Oder da gabs auch eine Gruppe aus zwei Frauen und einem Herrn, alle in Anzügen und mit Zigaretten, die in langen Mundspitzen steckten: Betont lange zogen sie den Rauch ein und bliesen ihn wieder aus, während sie mit direktem Blick die Runde der versammelten Gäste durchgingen. Und schliesslich wäre da noch der spannende Einzelfall eines Mannes im silbrig schillernden Minirock zu erwähnen: Mit langsamen, femininen Bewegungen, einem vorgeschobenen Becken und

kleinen Schritten bewegte er sich zwischen den Tischen der Terrasse durch und ging seines Weges. – Es wäre als Passant sicher einfacher gewesen, die Tische und Stühle zu umgehen. Der Mann wurde von den Gästen allerdings kaum wahrgenommen, umso mehr jedoch vom Personal. Zwei Kellner, die gerade an der Türe standen, konnten ihren Blick nicht von ihm wenden und schauten ihm lange nach. Vielleicht hat er ihnen gefallen.

Ein vorläufiges Résumé

Cafés, Restaurants und Beizen haben eine eigenartige Zwitterstellung zwischen privatem und öffentlichem Raum. Ende des 17. und im 18. Jahrhundert trugen sie wesentlich zur Bildung der politischen Öffentlichkeit in der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft bei. Sie waren Treffpunkte, wo man sich ohne Gefahr, von der Obrigkeit zur Rechenschaft gezogen zu werden, äussern konnte. Diese Funktion müssen sie heute nicht mehr erfüllen, doch noch immer bieten Gaststätten einen Raum, in dem sich Menschen auf eigene Art geben und kommunizieren können.

Will man die Ergebnisse des Projektkurses zusammenfassen, so sticht vor allem ins Auge, dass sich die verschiedenen Milieus der städtischen Gesellschaft nicht mehr so eindeutig wie früher in entsprechenden Cafés und Beizen widerspiegeln. Freilich gibt es noch das bürgerliche Restaurant, doch schon sein Gegenstück, die Arbeiterbeiz, scheint seltener zu werden. Neben sie sind Lokale getreten, die sich nicht mehr so eindeutig dem einen oder anderen Milieu zuordnen lassen. Das deutet auf einen Wandel der städtischen Gesellschaft selbst hin. Einer zunehmenden Differenzierung der Lebensstile entspricht die wachsende Vielfalt von Kommunikationsformen in Cafés und Beizen.